

Wer liebt, hört nicht auf, stellenweise ein Lump zu sein. Aber kein Leben geht mehr in die Irre als das vermeintlich fehlerlose.

Hanna-Renate Laurien

Schwierigkeiten mit der Moralverkündigung

Die Kirche hat es gegenwärtig in vielem schwer. Seitdem ihre Lehren und Lebensregeln nicht mehr unmittelbar über die Sozialkontrolle „greifen“, sondern erst einmal über den verwirrenden Markt einander widersprechender Sinnstiftungs- und Verhaltensangebote an den einzelnen herangetragen werden müssen, sind ihre Wege zu den Menschen länger geworden. Und sie hat es kaum noch in der Hand, darüber zu verfügen, *was* von ihrer Botschaft in einem menschlichen Leben ankommt und ob überhaupt etwas davon ankommt. Wenn das Gleichnis vom Sämann die Verkündigungssituation der Kirche unserer Tage besonders prägnant wiedergibt, dann vor allem durch den Satz, in dem es heißt: „Als er säte, fiel ein Teil der Körner auf den Weg; sie wurden zertreten, und die Vögel des Himmels fraßen sie“ (Lk, 8, 5). Und selbst wo ihre Botschaft ankommt, erreicht sie den einzelnen selten im Kern seiner Existenz, von wo Denken und Handeln, Tun und Lassen, Heil und Unheil ausgehen. Er ist es inzwischen zu sehr gewohnt, alles, womit er konfrontiert wird, zunächst einmal „funktional“ zu sehen, zu fragen, wozu es gut ist, wofür es ihm dienen kann. Er ist sehr dafür, daß ihm die Kirche behilflich ist bei der Bewältigung von irgendwelchen sozialen oder auch persönlichen Notständen, daß sie für den Frieden eintritt und notfalls auch noch etwas für die Entwicklungsländer tut; aber dort, wo es im eigentlichen Sinn um ihn selber geht, möchte er doch lieber frei sein von „weltanschaulichen Bindungen“, von „Glaubenssätzen“, gar „religiösen Vorurteilen“ und im großen und ganzen das tun, was sich als Handlungsanweisung aus dem Kräfteparallelogramm der öffentlichen Meinungsbildung vom professionellen Vordenker bis zum Astrologenkalendar gerade ergibt. Wenn so mancher Kirchenmann sich wildentschlossen, aber mit exakter seelsorglicher Begründung Antikernkraftdemonstranten oder Startbahngegnern oder sonst irgendwelchen Minderheiten oder „Nebensachen“ verschreibt, so hat das wohl auch etwas mit kirchlichen Ohnmachtsgefühlen in der „Hauptsache“ zu tun.

Besonders schwer hat es die Kirche in der *Moralverkündigung*. Dabei ist es gewiß nicht so, daß die gegenwärtigen

Generationen, die Jungen wie die Alten, unmoralischer dächten oder lebten als Menschen früherer Zeiten – es sei denn man nähme eine gewisse, teilweise auch nur scheinbare Volkslibertinage im Sexuellen als ausschließliches Privileg unseres zu Ende gehenden Jahrhunderts und als Meßlatte für sittliches Verhalten schlechthin. Es ist auch keineswegs so, daß Fragen sittlichen Verhaltens sich mit der Natur und Gesellschaft schrittweise abgerungenen Handlungsautonomie des einzelnen von selbst erledigt hätten. Der Klagen, wir seien technisch Riesen geworden, sittlich aber Zwerge geblieben, sind Legion. Gerade im technischen Bereich spitzt sich die „moralische Frage“ mit der größer werdenden Reichweite der Systeme und der mit der Reichweite mitwachsenden Bedrohlichkeit erst so richtig zu. Aber auch sonst fehlt es nicht an Orientierungsbedarf, an Fragen nach dem Erlaubten, Zulässigen und Verantwortbaren, an Hilferufen um den rechten Rat, was jeweils zu tun sei.

Nirgends weiter auseinander

Dennoch sind Kirche und Mensch – auch der, der sich glaubend zu ihr bekennt – nirgends weiter auseinander als in diesem Punkt. Die *Demoskopien* sagen es seit Jahren, und die *tägliche Gesprächserfahrung* bestätigt es: die Leute können mit dem, was die Kirche an Verhaltensregeln vermittelt, vielfach nichts anfangen und fühlen sich zugleich dort allein gelassen, wo sie nach Klarheit suchen oder jedenfalls sittliche Handlungshilfe brauchen. Was erstere, Demoskopien und Sozialpsychologen, umständlich als „kognitiven Streß“ diagnostizieren, ist für letzteren, den Alltagsmenschen, ganz einfach gegenseitiges Unverständnis – oder bei schlichterer Zuteilung von Ursachen: kirchliche Weltfremdheit. Und das bezieht sich nicht immer nur auf Fragen der Sexual- und Ehemoral, sondern auf viele Bereiche menschlichen Handelns. Was von kirchlicher Seite auf alte oder auch neue Weise zur Friedensethik gesagt wird, wird von vielen nicht weniger als sachunkundig eingestuft als was päpstliche Enzykliken

über Geburtenregelung verlaublichen. Und so manches, was von offiziellen Gesprächspartnern zu dem sehr handlungsakuten Bereich der medizinischen Ethik, vor allem zu Geburt und Sterben vertreten wird, wird vielfach auch nicht als hilfreicher empfunden, als was Sozialethiker aus eigener Berufung zur sittlichen Erlaubtheit bestimmter Energieformen sagen.

Mißverständnisse bis zur Kommunikationslosigkeit

Die Kirche weiß das und versucht sich zu behelfen. Nicht alle an der Verkündigung Beteiligten folgen dabei der gleichen Linie. Schließlich ist ein Unterschied, ob jemand als Kardinal einer Glaubensbehörde vorsteht, die über die Reinheit katholischen Sittlichkeitsverständnisses zu wachen hat, ob ein Bischof, der für Buchstaben und Geist seiner Diözese verantwortlich ist, über den Wandel des Wertbewußtseins öffentlich spricht, ob ein Moraltheologe sich mit dem theoretischen Rüstzeug seiner wissenschaftlichen Disziplin um Normenbegründung bemüht oder ob jemand als Seelsorger sich mit den mehr oder weniger widerborstigen Meinungen und Haltungen seines Kirchenvolks herumzuschlagen oder als Beichtvater konkrete Handlungsweisen einzelner zu beurteilen hat.

Verbreitet ist eine *Haltung des Rückzugs*: in der moraltheologischen Reflexion auf letzte Begründungen; seitens des kirchlichen Lehramtes auf die Verkündigung der Norm als solcher, häufig mit ausladenden Rechtfertigungsversuchen; bei den Episkopaten auf den Bereich der öffentlichen Moral – nicht das Handeln des konkreten Menschen steht im Mittelpunkt, sondern die Gesellschaft, die Politik, die Meinungsträger, die sittliche Haltungen „gut“ oder „böse“ beeinflussen –; bei den Seelsorgern auf ein sehr allgemeines Niveau der Moralverkündigung, wo ebenfalls nicht mehr die Handlungssituation des einzelnen maßgeblich ist, sondern das gesellschaftliche Klima. Folglich beschränkt man sich auf vage Tugendlehren, dargeboten in Form tröstender Motivation. Die *ethische Predigt*, das wird an einer Stelle des Interviews dieses Heftes (vgl. ds. Heft S. 125) zu Recht gesagt, ist jedenfalls als provokative Auseinandersetzung mit Handlungsweisen und Handlungssituationen konkreter Menschen wenig in Übung.

Vielleicht hat diese Entwicklung einen *positiven Kern*, möglicherweise drückt sich darin mehr Respekt vor der Entscheidungsfreiheit des Subjekts und dessen oft verwickelten Handlungssituationen aus, vielleicht auch ein wirksamer werdender Wille der Selbstbescheidung. Man bildet sich nicht mehr ein, für alle Situationen klare Handlungsanweisungen zu haben. Mit Sicherheit wird dadurch einer lange gängigen Anschauung entgegengewirkt, der christliche Glaube sei ein Sittensystem und die Kirche mit allem, was sie zu sagen hat, eine moralische Anstalt. Vermutlich ist das aber gar *nicht der eigentliche Grund* und kommt in diesem Rückzug mehr Unsicherheit zum Aus-

druck – man getraut sich nicht – als Beschränkung auf das Sagbare.

Bestimmender als dieser Zug zum schlichten Rückzug ist, jedenfalls in der amtskirchlichen Moralverkündigung, jedoch eine Art *Doppelstrategie*: das Prinzip, die Norm, die Geltung des Gebots wird unterschiedslos eingeschränkt, auch von den damit eventuell verbundenen kirchenrechtlichen Sanktionen wird nichts zurückgenommen (z. B. in der Ehemoral), aber den von Norm und Sanktion Betroffenen kommt man „pastoral“ entgegen. Grundsatzfestigkeit im Normbewußtsein und disziplinäre Strenge werden so gepaart mit pastoraler Milde im seelsorgerlichen Umgang. Mit der Norm wird die ganze Radikalität christlichen Anspruchs demonstriert, in der Praxis zeigt man Verständnis dafür, daß der Christ in seiner jeweiligen Lebenssituation hinter der normativ formulierten sittlichen Forderung zurückbleibt. Und dieses „Entgegenkommen“ in der Praxis beschränkt sich keineswegs auf das Eingeständnis, daß Menschen nie ohne Sünde sind, mit der Verfehlung der Norm also jederzeit zu rechnen ist, sondern betrifft exakt das Moment der (faktischen) Nichterreichbarkeit des durch die Norm verlangten sittlichen Standards.

Diese Strategie ist besonders ausgeprägt bei *Fragen der persönlichen Lebensführung*. Das klassische Beispiel dafür ist das von der letzten Bischofssynode und inzwischen auch vom Papst bekräftigte Verbot „künstlicher“ Empfängnisverhütung.

Das kirchliche Leitungsamt weiß wie jeder praktizierende Seelsorger, daß sehr viele Katholiken sich an das Verbot nicht halten, ohne damit Schuld- oder Unrechtsbewußtsein zu verbinden. Denn sie lehnen das Verbot ja nicht ab aus bösem Willen oder moralischer Schwäche, sondern weil sie dessen Begründung nicht einsehen oder weil sie das Verbot selbst für falsch bzw. als Element sittlicher Entscheidung für gegenstandslos halten. Da an der Norm (keine chemischen, keine mechanischen Verhütungsmittel, weil diese der Natur des ehelichen Aktes bzw. dessen Ausrichtung auf Zeugung widersprechen) festzuhalten ist, aber derjenige, der sich aus seiner Erkenntnissituation heraus nicht daran hält, auch nicht schlechthin verurteilt werden kann, behilft man sich mit einer scheinbar goldenen Brücke. Das Dilemma zwischen normativer Bestimmtheit und praktischer Wirkungslosigkeit wird durch das Argument „aufgelöst“: da es nun einmal Situationen gebe, in denen der einzelne das von ihm sittlich Verlangte nicht oder nur unzureichend einsehe, müsse er stufenweise („graduell“) an die volle Erfüllung des sittlich Gebotenen herangeführt werden. Diese Heranführung dürfe freilich nicht mit einer nicht möglichen Gradualität der Norm selbst verwechselt werden. Die Norm gilt uneingeschränkt, nur ihre Erfüllung gelinge unter Umständen nicht auf einmal, sondern werde erst nach und nach mit wachsender Einsicht und Disposition möglich.

Diese Doppelstrategie schafft bei vielen, die in der Kirche Verantwortung tragen, ein *gutes Gefühl*. Und das ist ganz und gar nicht verwunderlich, denn *viele Elemente spezi-*

fisch katholisch geprägten Denkens und Verhaltens fließen darin zusammen: kluge Zurückhaltung gegenüber geschichtlichen Entwicklungen, Grundsatztreue statt leichtsinniger Anpassung, die Einsicht in die Realität täglichen menschlichen Versagens, das Wissen, daß niemand über sein wirkliches Können hinaus gefordert werden kann, und: das Bewußtsein von der Führungsbedürftigkeit des menschlichen Subjekts. Vor allem aber: man gibt kein Jota aus Gesetz und Evangelium und auch nichts von der eigenen Lehr- und Leitungstradition preis und bleibt im Grunde seines Wesens dennoch barmherzig und meint so, sich selbst und den Menschen, auch wenn man ihnen einiges an Verrenkungen zumuten muß, gerecht zu werden. In Wirklichkeit aber täuscht diese *Dialektik von Strenge und Barmherzigkeit* über die Möglichkeiten der eigenen Verkündigung, vor allem aber über die jeweilige Entscheidungssituation und die sittliche Urteilskraft des einzelnen hinweg. Sie erlaubt zwar der Kirche, an einer bestimmten Norm unverändert festzuhalten, aber das geht nur dadurch, daß sie diese gegen geschichtlichen Wandel noch stärker immunisiert, sie gleichsam noch tiefer in den Eisschrank schiebt; aber sie löst damit nicht die Spannung zwischen der eigenen Normverkündigung und den oft gegensätzlichen sittlichen Bewußtseinslagen und Überzeugungen der Gläubigen. Sie schiebt das Problem lediglich von der Norm weg, indem sie es *allein* beim Gläubigen ansiedelt. So einfach läßt sich das Problem aber weder lösen noch auf seinen Kern bringen, und zwar auch nicht durch den Grundsatz der Gradualität. Dieser läßt sich sinnvoll dort anwenden, wo die Norm in der Sache als richtig, gültig und im Prinzip auch als praktikabel eingesehen wird, wo „nur“ die konkreten Lebensverhältnisse oder die gesamte Lebensführung es dem einzelnen schwermachen, sie voll zu erfüllen. Sie taugt dort nicht, wo eine Handlungsnorm selbst in Frage gestellt ist oder nicht einsichtig gemacht werden kann. Denn weder fühlt der einzelne eine innere Verpflichtung, die ihn auf dem Weg zur immer volleren Erfüllung der Norm weiterbringen könnte, noch vermag er durch Barmherzigkeit angesprochen zu werden, da er im konkreten Fall, da ihm das Schuldbewußtsein fehlt, nicht das Gefühl hat, ihrer zu bedürfen. Das Ergebnis: die Mißverständnisse wachsen bis zur Kommunikationslosigkeit.

Dieses Dilemma ist akut nicht nur in vielen Fragen der Ehe- und Sexualpastoral. Es wirkt sich in so ziemlich allen Lebensbereichen aus und trennt die Menschen von der Kirche. Man könnte es am Problem der Freiheit „aufhängen“. Viele, auch gläubige Menschen haben *insgesamt* den Eindruck, daß die Kirche auch dort allgemeine Normen setze, wo solche nicht einsichtig sind oder wo nur aus der konkreten Situation heraus sittlich entschieden werden kann. Dieser Einwand läßt sich, so pauschal er ist, nicht mit dem Vorwurf abtun, hier äußere sich eine Lebenseinstellung, die der christlichen diametral entgegengesetzt sei. Der Mensch maße sich so eine Freiheit des Urteilens und Handelns an, die ihm weder in der Schöpfung – noch in der Gnadenordnung zukomme. Denn hinter dem Einwand steckt schlicht der Anspruch auf die *Autonomie im*

sittlichen Tun, wie sie im Handeln des heutigen Menschen, für sein Verhalten zur gesellschaftlichen und materiellen Umwelt, insgesamt selbstverständlich ist. Dieser Anspruch ist nicht falsch, denn er meint letztlich nichts anderes als das sittlich eigenständig entscheidungsfähige Subjekt, also das, was eigentlich Ziel einer jeden christlichen Erziehung, nicht zuletzt der Gewissensbildung ist. Die Kirche kann daran gar nicht vorbei.

Wie läßt sich das Dilemma produktiv aufarbeiten?

Sie wird also, wenn sie die Spannung zwischen eigenem Normbewußtsein und dem vieler Gläubiger produktiv aufarbeiten will, vor allem zwei Wege gehen müssen. Der eine betrifft die Klärung des Sachverhalts, der mit *geschichtlichem Normenwandel* nur unzulänglich beschrieben ist. Denn dieser Begriff unterstellt, es handle sich nur darum, das geschichtlich Wandelbare einer Norm von ihrem unwandelbaren Kern zu trennen. Der Wandel geht aber im Grunde viel tiefer. Es gibt ganze Normengefüge, die in mythischen Lebensformen ihren „Sinn“ hatten, aber in unserer auf Rationalität angewiesenen Kultur bedeutungslos geworden sind. Das gilt besonders für alle Handlungsbereiche im Umgang mit der Schöpfung. Niemand wird heute die Straßenbeleuchtung für einen unerlaubten Eingriff in die Schöpfungsordnung halten. Warum sollte dann eigentlich jemand etwas dagegen haben, daß selbst in einem so intimen Bereich wie der Weitergabe des Lebens technische „Regler“ verwendet werden?

Wenn aber ganze Normengefüge durch ein grundlegend gewandeltes Verhältnis zur Schöpfung obsolet geworden sind, dann ist damit überhaupt nicht infragegestellt, was bleibt. Daß wir zu Wahrheit und Liebe verpflichtet sind, daß wir Schaden von uns selbst und von der menschlichen Gemeinschaft fernhalten müssen, daß wir nicht lügen dürfen, muß nicht erst durch lange fundamentalmoralische Überlegungen ans Licht gebracht werden. Das wissen wir, das erkennen wir an, auch wenn wir jeden Tag weit dahinter zurückbleiben. Wie wir der Liebe gerecht werden, wie Wahrheit jeweils zu verantworten ist, läßt sich aber letztlich nur aus dem jeweils konkreten Handlungszusammenhang eruieren. Das kann nur heißen: *Erfahrung ist konstitutiv für das sittliche Handeln als menschliches Tun*. Das heißt auch: sittliche Tatsache ist alles, was als Material in eine Handlungssituation, die sittlich von Belang ist, eingeht. Und erst alle diese Erfahrungskomponenten ermöglichen ein sittliches Urteil. Der zweite Weg heißt also: *Erfahrungen*, die sich auf unmittelbare Handlungssituationen beziehen, so ernstnehmen wie die Norm selbst. Vermutlich wird man dadurch nicht nur der notwendigen Autonomie des einzelnen gerechter, sondern kann erst von hier aus ermessen, wie tief sittliche Maximen geschichtlichem Wandel unterworfen sind und wie sehr sittliches Handeln dennoch von jeweils gleichen Grundlagen bestimmt ist. Nur: dieser Weg muß ganz gegangen werden, Abkürzungen gibt es nicht. D. A. Seeber